

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 31 (1955-1956)
Heft: 7

Artikel: Eine Stadt missioniert sich selbst
Autor: Huber, Fortunat
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1072315>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eine Stadt mis



von FORTUNAT HUBER

glitten oder entzogen worden. Sie sind gar nicht mehr in der Lage, diese zu mißbrauchen.

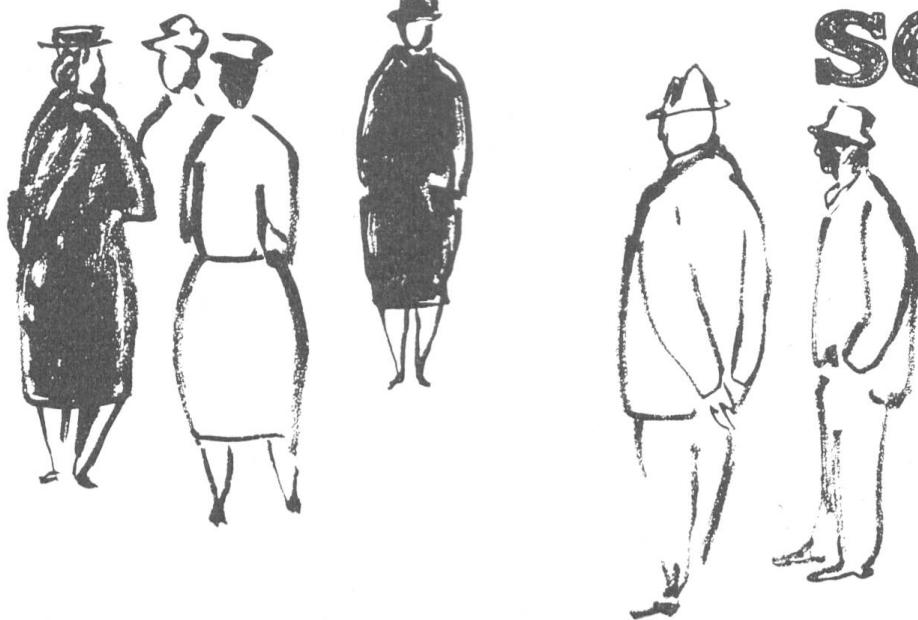
Aber bis in die allerneueste Zeit blieb der weiße Missionar in Afrika und Asien der Überlegene. Auch wenn der Einzelne unter Lebensgefahr in äußerster Armut wirkte, so spielten doch die Missionsgesellschaften, ob sie wollten oder nicht, die Rolle der großen, gütigen Brüder, die zurückgebliebenen, unmündigen Völkerschaften ihre Hilfe anboten. Sie waren die Gebenden, die zu Bekehrenden die Empfangenden. Der Missionar brachte ja nicht nur die christliche Botschaft, er vermittelte auch das Wissen, die Handfertigkeiten und die Kenntnis von Waren, die unentbehrlich für ein in unserem Sinne zivilisiertes Leben sind, das auch jenen, die vom Christentum nichts wissen wollen, erstrebenswert schien.

Die Missionare waren in den Augen ihrer Umwelt Vertreter der kolonisierenden Staaten. Wer ihnen zu nahe trat, verdarb es mit der Macht, in deren Schutz diese standen.

Heute hat sich diese Lage in ihr Gegenteil verkehrt. Wo der Kampf um die Selbständigkeit der asiatischen und afrikanischen Völker zum Erfolg führte, ist der Vorteil, den die Unterstützung der Schutzmächte früher gewährte, zum Nachteil geworden. Die Missionare leiden

FÜR die feinen Leute, die sich besser, gescheiter und gesünder dünken als andere, war das Christentum von allem Anfang an nicht bestimmt. Seine ersten Sendboten haben das gewußt, und wenn sie es einmal vergaßen, wurden sie bald genug wieder handgreiflich daran erinnert. Die christliche Botschaft ist die gleiche geblieben. Aber aus den verschupften, verfolgten, ärmlichen Gemeinden erwuchsen mächtige Kirchen, die ihrerseits begannen, Andersgläubige zu unterdrücken und zu verfolgen. In den Anfängen war es ein Wagnis, sich als Christ zu bekennen. Später wurde es gefährlich, es nicht zu tun. Inzwischen ist den Kirchen in den meisten Ländern die weltliche Macht wieder ent-

sioniert sich selbst



unter dem Verdacht, Söldlinge der verhaßten europäischen Herrenvölker zu sein. Sie sind genötigt, den Halt statt an ihren europäischen und amerikanischen Stützpunkten bei den von ihnen gegründeten und geleiteten Kirchen der Eingeborenen zu suchen. Aus den weißen Herren werden eben noch geduldete Gehilfen.

Der Zwang der Mission, den Eingeborenenkirchen immer mehr Selbständigkeit einzuräumen, kann auf lange Sicht günstige Folgen haben. Das Mißtrauen und der Haß, welche die Missionen als Pioniere und Begleiter der Kolonisation unverdient und verdient auf sich gezogen haben, mögen nach und nach verblassen und das Eigenleben der selbständig gewordenen Eingeborenenkirchen rückwirkend unsere Kirchen bereichern.

Bis es so weit ist, wird allerdings viel Zeit verstreichen. Aber heute schon können die Schwierigkeiten der Mission nach außen sich darin vorteilhaft auswirken, daß der Innenmission mehr Beachtung geschenkt wird. Die evangelische Kirche der Stadt Zürich schickt sich dazu an.

Das Ziel

Bald werden in den Kinos Diapositive, an den Säulen Plakate und in den Zeitungen Inserate

zur Aktion «Zürich wohin» aufrufen. Für die Woche vom 13. bis 20. Mai sind Abend für Abend die größten Säle Zürichs, die Festhütte in Altstetten und das Hallenstadion in Oerlikon für diese Veranstaltungen gemietet. Am Samstag finden Massenveranstaltungen auf öffentlichen Plätzen im Freien statt.

Vor mir liegt eine Druckschrift, die über dieses Unternehmen Auskunft gibt. Das Ziel, heißt es darin, sei, mit der christlichen Botschaft an jene Menschen heranzukommen, die den Zugang zu ihr nie gefunden oder verloren haben.

An diesem Ziele finde ich nichts auszusetzen.

Ein Einwand

Fragwürdig hingegen scheint mir die der Broschüre vorangestellte Behauptung, unser Volk habe aufgehört, ein christliches Volk zu sein. Setzt das nicht voraus, wir seien das früher einmal gewesen? Wann genau war denn das?

Es stimmt zwar. Jahrhundertelang standen die christlichen Bekenntnisse mit keiner andern Religion in ernsthaftem Wettschreit. Nur ist das bis heute so geblieben. Daran ändern auch die seit einigen Jahren in der Schweiz für den Buddhismus und den Islam tätigen Missionare kaum viel.

Zweifellos verfügten die Kirchen in der Vergangenheit über eine unverhältnismäßig größere äußere Macht. Aber unsere Geschichte zeigt wenig davon, daß die christliche Botschaft deswegen jemals einen nachhaltigeren Einfluß auf das Verhalten der einzelnen Menschen und ihrer Gemeinschaften ausübte als heute. Auch nicht zur Zeit der Kreuzzüge, des Baus der herrlichsten Kathedralen und der Wunderwerke christlicher Kunst. Die schamlose Machtgier, die Habsucht, die Grausamkeit, die Unduldsamkeit, die Gleichgültigkeit gegenüber der Not der Mitmenschen, äußerten sich weder seltener noch zurückhaltender als in der Gegenwart. Es gab Zeiten, in denen die Meinungsverschiedenheiten in Glaubensfragen die Völker tiefer aufwühlten als heute. Aber wie rasch wurden jeweilen die Kampffronten auf beiden Seiten von Menschen mißbraucht, für welche die Auseinandersetzungen vorwiegend ein Mittel waren, um ihre Macht zu erweitern. Das beweisen die Gewalttaten und Blutbäder, die sie begleiteten, die Scheußlichkeiten, die dadurch nicht besser werden, daß ihre Urheber sie mit frommem Eifer rechtfertigten.

Aber selbst wenn wir zugestehen dürften, daß es an irgendeinem Zeitpunkt unserer Geschichte um unsere Christlichkeit besser bestellt gewesen wäre als heute, so sehe ich auf jeden Fall keinen Grund anzunehmen, daß innerhalb des halben Jahrhunderts, das ich bewußt miterlebte, unser Volk gottferner geworden sei als es vor fünfzig Jahren war.

Was sich geändert hat

Etwas allerdings hat sich bei uns und nicht nur bei uns geändert. Aber nicht erst in den letzten Jahrzehnten. Der Wandel vollzog sich im Laufe von Jahrhunderten. Der Unterschied liegt darin, daß, wer den Glauben an eine göttliche Weltordnung und das christliche Bekenntnis im besonderen ablehnt, das ungefährdet öffentlich tun kann. Das durften sich früher nur große Herren und selbst sie nie ganz ohne Gefahr leisten. Heute steht es jedem frei, Gott für eine schlaue oder kindliche Erfahrung von Menschen zu erklären und das Christentum als ein Betäubungsmittel für rückständige Gemüter. Heute macht sich im Gegenteil jeder auffällig, der von seinem Glauben mehr als die Nachbarn merken läßt. Es sei denn, es ge-

schehe aus politischen oder beruflichen Rücksichten. Dann wird es nachsichtig entschuldigt. Weit entfernt davon, daß jemand durch das unverblümte Eingeständnis, mit dem Christentum nichts anfangen zu können, sich gesellschaftlich schädigt, kann es ihm sogar in weiten Kreisen das Ansehen eines besonders hellen Kopfes verschaffen. Aber die Menschen, die ohne Gott auskommen wollen, gab es früher auch, und nichts beweist, daß sie weniger zahlreich waren. Sie blieben nur verborgen. Ich ziehe den heutigen Zustand vor. Der Sache des Christentums hat die Unterdrückung der Gegner mit Gewalt oder Gewissenszwang nur geschadet. Sie konnte und kann nichts gewinnen, wenn sich Menschen, die ihr gleichgültig oder aus Überzeugung ablehnend gegenüberstehen, verstecken müssen.

Mein Zweifel an der Berechtigung, unser Volk für gottferner als in der Vergangenheit zu erklären, ändert am Sinn der Aktion nichts. Ich äußere ihn dennoch, weil ich die Verweisung auf eine bessere alte Zeit im Vergleich zu einer bösen Gegenwart immer für fragwürdig, für am gefährlichsten aber im Bereich des Christentums halte, das seit seinen ersten Tagen täglich neu vor der gleichen Aufgabe steht.

Schickt sich das für die Kirche?

Unsere Landeskirche überschreitet mit der geplanten Aktion ihren gewohnten Rahmen. Sie verlegt den Wirkungskreis aus den Kirchen und Gemeindehäusern in Säle und Versammlungsorte, die sonst ganz anderen Zwecken dienen, dem Tanz, der Politik, der Musik, der Schaulust, dem Sport.

Ist das richtig? Jesus wandte sich nicht nur im Tempel an das Volk, sondern überall dort, wo er es fand und wo es ihn suchte. Die Apostel folgten seinem Beispiel. Warum sollte es also für uns zu wenig vornehm sein?

Aber verletzt die Kirche nicht ihre Würde, wenn sie mit auffälligen Zeitungsinseraten, farbigen Plakaten und Kinodiapositiven für ihre Veranstaltung wirbt?

Das Kino war zur Zeit des Urchristentums noch nicht erfunden. Es gab keine Zeitungen, und damit fehlte die Möglichkeit zu inserieren. Jede Zeit kann nur die Werbemittel benützen, die ihr zur Verfügung stehen. Aber wenn sie schon da sind, muß ihre Verwendung erwogen werden. Der Entscheid hängt von deren Wirk-

samkeit ab, bei der Mission wie bei einem Markenartikel.

Die Frage, ob die Absicht der Kirche, Massen anzuziehen, nicht an sich fragwürdig sei, ganz abgesehen davon wie dies geschieht und wo sie diese versammelt, ist ernster zu nehmen. Trägt damit die Kirche nicht selber zu jener Vermassung bei, die sie sonst bekämpft, und die wirklich zu den bedrohlichen Gegenwartsercheinungen gehört?

Nicht die Zahl macht die Masse

Unabhängig davon, ob die Zahlen der Viertausend oder Fünftausend, die Jesus um sich scharfte, wörtlich aufzufassen sind, steht fest, daß er auch vor großen Menschenansammlungen redete. Im Verhältnis zur Bevölkerungszahl war eine Versammlung von Dreitausend damals kaum kleiner als eine von Zehntausend heute.

Aber nicht jede Anhäufung von Menschen wird zur Masse. Darüber entscheidet weniger die Zahl der Zuhörer als das, was ihnen geboten wird.

Daß auch im Namen des Christentums Menschen ihrer Selbstbesinnung beraubt, vermasst und zu wilden Ausschreitungen bewegt werden können, beweist die Geschichte, auch die schweizerische, blutig. Aber bei allen diesen Geschehnissen handelt es sich um Mißbräuche einer verzerrten christlichen Botschaft. Es ist belanglos, wo Christus gepredigt wird, gleichgültig, wie die Hörer angezogen werden und nebensächlich, vor wievielen Menschen es geschieht. Wesentlich ist immer nur, daß die wahre christliche Botschaft verkündet wird.

Die wahre christliche Botschaft? Die Aufspaltung der Christenheit zeigt, wie viele und wie verschiedene Auffassungen über die Auslegung dieser Botschaft möglich sind. Aber zum mindesten herrscht darin Einigkeit, und darauf kommt es hier allein an, daß diese sich, ob sie vor dreien oder vor hunderten oder vor hunderttausenden verkündet wird, immer an den einzelnen Menschen richtet, an die unersetzbliche, unauswechselbare Seele, der es, wenn sie Schaden nehmen würde, nichts nützte, die ganze Welt zu gewinnen.

Letztes Jahr traten in der Schweiz zwei berühmte amerikanische Evangelisten auf. Billy Graham vereinigte vielleicht vierzigtausend Menschen um sich. Ich konnte, trotz den Mas-

senhören, nichts davon verspüren, daß die Hörer in einer Masse untergingen. Im Hallenstadion, wo der Prediger Branham nur um die zehntausend Menschen versammelte, stand ich unter dem Eindruck, mich in einer aus der Selbstbesinnung und Selbstverantwortung gelösten Masse zu befinden.

Das Tamtam

Ich habe die Befürchtung gehört, das Marktschreierische der Aktion – so sollen zum Beispiel vor der Veranstaltung auch aus allen Teilen der Stadt Jugendliche in Fackelzügen dem Stadtzentrum zustreben – schrecke ernste Leute ab. Sie ziehe nur Sensationslüsterne und Neugierige an. Zunächst einmal vermute ich, daß die marktschreierischen kirchlichen Bemühungen innerhalb ziemlich enger Grenzen bleiben werden. Auch das Marktschreien ist eine Kunst, für die man geboren sein muß und von der wahrscheinlich jeder Zirkusdirektor und Kinobesitzer mehr versteht als die gerissensten Propagandisten dieser Veranstaltung.

Aber was wäre schon passiert, wenn das Tamtam wirklich laut genug wäre, um als Mehrheit der Zuhörer Außenseiter anzulocken? Das Hauptziel der Veranstalter ist ja, einen weiteren Kreis als den der regelmäßigen Kirchenbesucher und Bibelleser zu erreichen.

«Die Sprache Kanaans»

Die Leiter der Aktion haben sich vorgenommen, die Geheim- und Fachausdrücke der Theologen von den Versammlungen fernzuhalten. Sie gehen weiter. Sie streben an, auch die «Sprache Kanaans» zu vermeiden. Wer kennt diese nicht? Ihre Worte, Redewendungen, Bilder und Vergleiche sind dem Alten und dem Neuen Testament entnommen. Ohne große Rücksicht auf das Verständnis der Hörer aneinandergereiht, tönen sie wohl erbaulich, haben aber durch die einschläfernde Wiederholung ihren Glanz und Sinn längst eingebüßt. Diese erstarre Sprache, die so viele Predigten um ihre Wirkung bringt, soll durch ein zeitgemäßes, unseren Verhältnissen angepaßtes Reden ersetzt werden.

Der Vorsatz ist gut. Man kann gar nicht überschätzen, wie fremd die übliche Kanzel-

sprache den Menschen heute in die Ohren klingt. Nicht nur jenen, die der Kirche fernstehen, sei es aus Gleichgültigkeit, oder weil sie weltanschauliche Gründe vom Christentum trennen, nein, auch getaufte Christen, die getreulich die Sonntagsschule durchliefen, die Kinderlehre besuchten und konfirmiert wurden, sich kirchlich trauen ließen, ihre Kinder wieder taufen und konfirmieren lassen und von Zeit zu Zeit sogar ohne äußere Veranlassung eine Predigt anhören.

Wer gewohnt ist, täglich von Berufes wegen Worte wie «Sünde», «Buße», «Offenbarung», «Die Knechtsgestalt des Gotteswortes», «Saat auf Hoffnung», «der Weinstock und die Reben», «Erlösung», «der heilige Geist», «Auferstehung», in den Mund zu nehmen, müßte erschrecken, wie leer an Inhalt diese Begriffe für viele Hörer sind und wie absonderlich die Vorstellungen und Gefühle, die sich bei andern damit verbinden.

Das trifft selbst für einen Teil der treuen Kirchengänger zu. Sie begegnen den Worten mit scheuer Ehrfurcht. Sie nehmen, wenn sie mit ihnen wenig anfangen können, eben an, der Herr Pfarrer wisse wahrscheinlich schon, was damit gemeint sei. Aber die Worte mit ihrem eigenen Leben in Verbindung zu bringen, übersteigt ihr Vermögen.

Zwei Erfahrungen

Wie wahr das ist, zeigt mir meine Gewohnheit, nach Bestattungen, Hochzeiten und Taufen andere Teilnehmer (vor allem solche, von denen ich vermute, daß sie in der Kirche seltene Gäste sind) nach dem Eindruck zu fragen, den ihnen die Ansprache des Pfarrers gemacht hat. Ich bin immer wieder auf die Antworten gespannt, obschon diese meistens – nicht aus Scheu – dürtig ausfallen. Am häufigsten begreife ich betretenem Schweigen, oder dann der Ausflucht, die aber keine ist, es werde wohl in Ordnung gewesen sein, nur fühle man sich halt in der Theologie nicht so ganz zu Hause.

Noch schlagender und für mich leicht beschämend wirkte die folgende kleine Erfahrung: Ich machte sie, als ich letztes Jahr zum erstenmal einer Arbeitsgemeinschaft bewohnte, welche die kommende Aktion vorzubereiten mithilft. Einige der Teilnehmer waren mir fremd. Andere kannte ich vom Sehen oder Hören her. Daneben entdeckte ich auch ver-

traute Gesichter von ehemaligen Schulkameraden. Außer einem Pfarrer waren alles Laien.

Die Anwesenden äußerten sich der Reihe nach zu der Frage, die gerade erörtert wurde. Ich hörte zu. Aber merkwürdig! War ich zu begriffsstutzig, um den Äußerungen zu folgen? Ich riß mich zusammen und spitzte die Ohren. Doch als sich der vierte, fünfte und sechste ausgesprochen hatte, mußte ich mich mit der Tatsache abfinden, hier offenbar in eine Gemeinschaft von Männern und Frauen geraten zu sein, die sich untereinander in einer zwar ihnen vertrauten, mir aber unbekannten Sprache unterhielten. Dabei habe ich auch einmal Theologie studiert, immer wieder in der Bibel gelesen und mich der Kirche nie entfremdet. Das berührte mich unheimlich. Weit unheimlicher jedoch, daß ich mich nach drei, vier Zusammenkünften dabei überraschte, wie ich nun selber die gleichen Worte und Redensarten unbekümmert als gängige Münzen gebrauchte, die mich eben noch befremdet hatten.

Worin die wirkliche Schwierigkeit besteht

Die Einsicht, wie notwendig es wäre, die Kirchensprache der Gegenwart anzupassen, ist ehrlich und weit verbreitet. Nach ihr zu handeln ist schwierig. Es fällt eben viel leichter, so zu reden, wie es auch die Kollegen und alle jene, mit denen man in der Regel zu tun hat, gewohnt sind. Ganz abgesehen davon, daß es treue Gemeindeglieder gibt, die es dem Pfarrer verübeln, wenn er sich wie andere Leute ausdrückt.

Die Hauptschwierigkeit aber liegt ganz anderswo. Hinter den abgewetzten Worten der Kanzelsprache stehen Inhalte, welche die Kernstücke des christlichen Glaubens ausmachen. Es ist deshalb unmöglich, ohne diese auszukommen. Selbst der Versuch dazu wäre unerlaubt. Es kann sich nicht darum handeln, diesen Begriffen auszuweichen oder sie durch andere zu ersetzen. Es gilt, diese wieder mit Inhalt zu füllen. Dazu allerdings gehört eine Sprache, die dem heutigen Alltag entnommen ist und unseren Verhältnissen entspricht. Mit ihr sind im eigenen Erleben der Zeitgenossen jene Urfahrungen aufzuspüren und bloßzulegen, die im christlichen Wortschatz ausgewertet und formelhaft festgehalten wurden.

Es braucht dazu weder eine gelehrte Theo-

logie noch eine tiefgründige Psychologie. Hier nicht. Es genügt, unsere Zeitgenossen, ohne Rücksicht auf ihre oder eigene vorgefaßte Meinungen in ihrem täglichen Leben so zu sehen, wie sie wirklich sind. Man darf sich weder einschüchtern lassen durch das, was sie sagen, noch die Rolle ernst nehmen, die sie freiwillig, gedrängt oder gezwungen, sich selbst und den Mitmenschen vorspielen. Dann wird man bald genug feststellen, daß die menschliche Lage an der Wurzel die gleiche geblieben ist, seit wir von Menschen wissen.

Die mündige Welt

Wir sind durch die Entdeckung und Erschließung neuer Licht- und Kraftquellen von den Jahreszeiten unabhängig geworden. Der Austausch von Bodenschätzen und Gewächsen wurde ungeheuerlich erweitert, wir haben gelernt, die Rohstoffe besser auszubeuten und aus ihnen neue Materialien mit ungeahnten Verwendungsmöglichkeiten zu schaffen. Es gelang, den Bodenertrag zu vervielfachen. Wir überwinden Entfernungen statt in Jahren in Stunden. Die Errungenschaften der Technik haben uns von vielen beschwerlichen Arbeiten befreit. Wir wissen uns vor manchen Krankheiten besser zu schützen und ihnen wirksamer zu begegnen als unsere Vorfahren. Wir haben uns vor Vorurteilen, die diese hemmten und uns von Aberglauben, die sie ängstigten befreit. Darin besteht die Mündigkeit der modernen Welt. Aber Gott gegenüber ist sie so wenig mündig wie am ersten Tag. Die Selbstgenügsamkeit auch des selbstherrlichsten Menschen ist Schein.

Beweisen läßt sich das allerdings so wenig, wie sich die Wahrheit der christlichen Religion durch Verstandesgründe belegen läßt. Es ist Glaubenssache. Wäre die Voraussetzung, daß die Leute heute Gott brauchen wie je, falsch, dann wäre es Zeit, unsere Kirchen zu schließen.

Die wahre Lage

Aber wer schon Mission treibt, ob es irgendwo im Dschungel sei oder bei uns, kann es nur von der Überzeugung aus, daß sich durch die gesellschaftlichen, wissenschaftlichen und technischen Umwälzungen zwar alles mögliche geändert hat, nur eben nicht jene innerlichste

Einsamkeit, Ruh- und Ziellosigkeit des Menschendaseins, aus der heraus Jesus den Weg weist. Sie ist versteckt, verdunkelt, übertönt bis zur Unkenntlichkeit, aber sie ist da. Sie bleibt da, auch wenn die «Automation» sich denkbar umfassend durchgesetzt haben wird, Maschinen Maschinen bedienen und kontrollieren, wenn jeder Großstaat unser Gestirn mit künstlichen Satelliten umkreisen läßt, der Mond kolonisiert und dessen Rohstoffe ausbeutet werden können und eine Wasserstoffbombe konstruiert sein wird, stark genug, um unsere Erde mitsamt den künstlichen Satelliten und dem Mond zu zertrümmern.

Darum geht es. Die wahre Lage des Menschen muß aufgedeckt werden.

Theologie, Philosophie und Psychologie in hohen Ehren. Nur gerade hier reichen sie nicht aus. Sie kommen von verstandesmäßigen Überlegungen her, sie fechten mit Verstandesgründen und wenden sich an den Verstand. Hier gilt es, eine Schicht im Menschen zu erreichen, die dem Verstand allein unzugänglich ist.

Die christliche Botschaft richtet sich nicht an den Verstand, wird nicht mit dem Verstand aufgenommen, sie ist nicht dem Gebildeten und Gescheiten vorbehalten, sie geht diesem nicht einmal leichter ein, noch erfaßt sie dieser tiefer. Im Gegenteil, wer sich darauf versteift, sie mit seinem Verstand zu erschließen, bleibt von ihr abgeriegelt.

Der Selbsteinsicht in die Abhängigkeit von Gott zum Durchbruch zu verhelfen, ist das Ziel jeder Mission. Sie kann beim Helfer und dem, der sich helfen lassen will, nur vom eigenen Erlebnis ausgehen. Es ist keine schwache Stunde, in der dieser Durchbruch geschieht, gerade nicht, ob er plötzlich oder schrittweise im Laufe eines langen Lebens eintritt. Es braucht eine starke Stunde, den Mut der hellsten Augenblicke, um der wirklichen Lage des Menschen klar ins Auge zu sehen.

In den fünfundzwanzig Kirchgemeinden der Stadt Zürich werden zurzeit junge und alte Gemeindeglieder als Hilfskräfte angelernt. Jede evangelische Familie soll von ihnen aufgesucht werden. Nicht um die Besuchten in theologische Gespräche zu verwickeln, nicht um ihnen ihren Glauben aufzudrängen. Alles, was von ihnen erwartet wird, ist, dort wo sie vorgelassen werden, auf die bevorstehende Aktion hinzuweisen und jedermann freundlich zur Teilnahme einzuladen.

Es haben sich weit über tausend Besucher ge-

meldet. Wichtiger als der Erfolg ihres Schlepperdienstes ist der Gewinn, daß so viel Laien zum erstenmal Gelegenheit haben, etwas für die Kirche zu tun. Die wenigsten haben vorher sicher kaum je daran gedacht, daß sie als tätige Mitglieder ihrer Gemeinde auch nur erwünscht wären. Für manche Teilnehmer an den vorbereitenden Arbeitsgemeinschaften gilt das gleiche.

Und die eingeladenen Familien? Es hat darunter bestimmt solche, denen der Besuch zum erstenmal bewußt macht, daß sie Glieder einer Gemeinde sind.

Diskretion Ehrensache!

Eine der großen Schwächen unserer evangelischen Landeskirche besteht ja in dem mangelnden Zusammenhang ihrer Glieder. Viele der evangelischen Einwohner unserer großen Städte wissen, wenn nicht gerade ein Familienanlaß in Aussicht steht, für den die Mitwirkung eines Pfarrers benötigt wird, kaum, welcher Gemeinde sie angehören.

Ebenso locker ist das Gefühl der Zusammengehörigkeit über die einzelnen Kirchengemeinden hinaus. Die Geheimhaltung, daß man eigentlich zur evangelischen Kirche gehöre, wird bei uns gelegentlich fast noch weiter getrieben als in andern Ländern die Verschwiegenheit um die Mitgliedschaft bei einem verbotenen Geheimbund.

Zu dieser Haltung tragen auch ehrenwerte Gründe bei: Man fühlt sich als Mehrheit und möchte weder die Minderheiten anderer Bekenntnisse noch die Mitbürger ohne religiöse Bindung verletzen. Man will verhüten, frömmelier zu scheinen, als man ist, oder man hält seine evangelische Einstellung für etwas, das so ausschließlich das eigene Ich angeht, daß man sich scheut, seine Mitmenschen damit zu behelligen.

Aber es müßte ja nicht so sein, daß ein stärkeres Gefühl der Zusammengehörigkeit zu einem schlechteren Verhältnis zu den Mitbürgern außerhalb der evangelischen Kirche führt. Um so weniger, je echter die evangelische Ge- sinnung ist. Es braucht sich keineswegs so zu

äußern, daß wir mit salbungsvollen Sprüchen um uns werfen, ein bitter ernstes Gesicht zur Schau tragen oder ein gütigsonniges erlöste Lächeln spazierenführen. So sicher es ist, daß sich die christliche Botschaft an den Einzelnen wendet, so unbezweifelbar kann sie sich voll nur in einer lebendigen Gemeinde auswirken. Die geplante Aktion könnte neben ihrem eigentlichen Zweck noch so etwas wie eine Musterung der Scharen sein, die der Kirche angehören, sonst aber, außer durch die Zahlung der Kirchensteuer nie in Erscheinung treten.

Ein Glied in der Kette

Die Veranstaltung wird von beiden Richtungen der evangelischen Landeskirche, den «Positiven» und den «Liberalen», gemeinsam mit der Freien Kirche der Methodisten und der Evangelischen Gemeinschaft getragen. Ein erfreuliches Zeichen.

Richtungsstreite sind so alt wie die erste christliche Gemeinde. Es besteht kein Grund, sie zu bedauern. Sie sind fruchtbar. Aber wir dürfen uns freuen, wenn über dem, was trennt, das viel wichtigere, das uns verbindet, im Vordergrund steht.

Wie groß der Andrang in den Sälen und auf den Plätzen ausfällt, wird sich zeigen. Es ist eher anzunehmen, daß die Besucherzahl auch hochgespannte Erwartungen erfüllt. Das allein würde wenig über die Wirkung der Aktion besagen. Diese wird schwer abschätzbar bleiben. Die Veranstalter sind keine Schwarmgeister. Niemand erwartet einen sichtbaren Umbruch im Leben der Stadt. Wie wenig übrigens auch solche auf die Länge bedeuten, beweist eine Geschichte von zweitausend Jahren. Das braucht uns nicht kleinmütig zu stimmen. Die einzelnen Menschen sind auf die Spanne ihres Lebens beschränkt. Anders die Kirche. Sie hat Zeit, weil sie über der Zeit steht. Die Aktion ist ein Glied der nie abbrechenden Kette der Evangelisation, darin liegt jenseits von feststellbarem Erfolg oder Mißerfolg ihre Bedeutung.

Das Christentum ist so wenig wie ein festes Gebäude von Lehrsätzen eine Sammlung von Geboten. Aber darüber kann keine Meinungsverschiedenheit bestehen, daß jede Kirche den immerwährenden Auftrag hat, allen Menschen, die sie erreichen kann, ihre Botschaft anzubieten.

Foto: Paul Merkle
Blick ins Hühnerhaus